

vollzogen hat“ (162). Zu Recht ebnet R. die Differenz wieder ein, wenn sie am Ende darauf hinweist, daß bei C. und E. C. die „Bejahung menschlicher Endlichkeit“ eine „entscheidende Voraussetzung ihrer Kulturphilosophie“ (302) darstelle. In diesem Punkt erweisen sich die Kant-Interpretationen der beiden als identisch, was C. in der Auseinandersetzung mit Heidegger in Davos 1929 in aller Deutlichkeit vorführte.

R. diskutiert die komplexen Zusammenhänge auf einer umfassenden Textbasis, mit genauer Kenntnis der Primär- und Sekundärliteratur. Mit ihrer Arbeit liegt eine fundiertere und kluge Wiederherstellungsleistung eines historischen Faktums vor: C., N. und E. C. waren und blieben Marburger Neukantianer. TH. MEYER

KULENKAMPFF, AREND, *Esse est percipi*. Untersuchungen zur Philosophie George Berkeley's (Schwabe Philosophica; III). Basel: Schwabe 2001. 148 S., ISBN 3-7965-1731-5.

Kulenkampff (= K.) liefert mit diesem Bd. eine Darstellung der wichtigsten Themen des in Deutschland leider stiefmütterlich behandelten Philosophen Berkeley (= B.). Den Anfang machen zwei eher selten behandelte Themen B.s: seine Theorie der optischen Wahrnehmung und sein „Gottesbeweis aus der Empirie“. Sodann erörtert K. B.s Auffassung des Allgemeinen, um schließlich zu B.s bekanntester These zu gelangen, die in drei Kap. abgehandelt wird, nämlich seinem Idealismus.

Die Theorie des Sehens wird von K. ausführlich dargelegt und gegenüber konkurrierenden Theorien, wie etwa der von Descartes, verteidigt. Wie die Ausführungen auf 27–31 zeigen, war sich B. dessen bewußt, daß die Wahrnehmung von oben, unten usw. mit unserem eigenen Leib und dessen Bewegungen zusammenhängt. Das Problem des Zusammenhangs zwischen dem Sichtbaren und dem Tastbaren will B. dadurch lösen, daß er das Retinabild selbst der Ordnung des Tastbaren zurechnet (30), was von K. zumindest ansatzweise problematisiert wird. Er scheint sich dabei Mills These anzuschließen, nach der die Verbindung von Sichtbarem und Tastbarem in unserer Wahrnehmung „künstlich“ (31) ist. Die klassischen Erklärungen durch den *sensus communis* (Scholastik) oder die Konstitution des Objekts (Kant) werden nicht erwähnt.

B.s Gottesbeweis aus der Empirie ist eine Variation des teleologischen Arguments. Aus der „gesetzmäßigen Verknüpfung visueller und haptischer Empfindungen“ (33) schließt B. auf die Existenz Gottes. K. greift dies unter Rückgriff auf Dantos prinzipielle Ablehnung einer notwendigen Verknüpfung von Fakten an. Dem ist zu entgegnen, daß die logische Möglichkeit noch keinen hinreichenden Erklärungsgrund für faktische Zusammenhänge darstellt; andernfalls wäre jede empirische Wissenschaft gegenstandslos. B. ist daran interessiert, daß uns die Gesetzmäßigkeit der Natur zu Gott führt, weshalb er entgegen der Tendenz der Neuzeit die teleologische Naturbetrachtung favorisiert (39).

B.s nominalistische Ablehnung von allgemeinen Ideen findet K.s Zustimmung. Hier ist freilich zu bedenken: Wenn „Idee“ von vornherein als sinnlicher oder imaginativer Gehalt oder als individuell existierender Gegenstand verstanden wird, so gibt es *ex definitione* keine abstrakte Idee. Deshalb ist das Abstrakte aber noch lange nicht widersprüchlich, wie B. meint (40), denn daß Locke bei seiner berühmten-berühmtesten Charakterisierung einer abstrakten Idee Abstraktion mit Negation verwechselt, sollte für einen denkenden Menschen von heute kein ernstzunehmender Einwand mehr gegen abstrakte Denkgehalte sein. Verstehe ich nämlich unter „Idee“ jeden Gedanken und jeden Bewußtseinsgehalt, dann ist die „kognitive Leistung des *als-etwas*-Betrachtens“, die nach K. „die Erklärungslast“ trägt (48), eine Abstraktion und deren Resultat eine Idee. Daß es das Resultat dieser Abstraktion gibt, läßt sich nicht bezweifeln, weil alle unsere Begriffe und ihre sprachlichen Formulierungen von dieser Art sind; ob ich dies nun als Idee bezeichne oder, wie B., als Begriff oder sonstwie, ist eine bloße Frage der Terminologie, und derartige Fragen sollten nicht mit Sachproblemen verwechselt werden. Interessanterweise kann K. bei B. drei Verwendungsweisen für „Abstraktion“ finden (55), was schon zeigt, daß sich auch bei B. das, was andere Autoren als abstrakte Idee bezeichnen, der Sache nach findet. Das schon in der Spätscholastik gegen die Realität des Allgemeinen vorgebrachte Argument, nur Individuen könnten existieren, verfehlt die Fragestellung, da hier Existenz von vornherein mit individueller Existenz gleichgesetzt wird, was aber gerade erst zu beweisen wäre.

B.s berühmter Idealismus wird in zwei Kap. als Idealismus I und II und einem weiteren Kap. unter der Bezeichnung Phänomenalismus erörtert. Im Gegensatz zu den anderen Auffassungen B.s schließt sich K. seinem Idealismus nicht an, kann aber sehr gut zeigen, wie schwierig es ist, den Idealismus wirklich zu widerlegen. Nach der Erörterung der Thesen verschiedener Denker wie der Enzyklopädisten, Moore, Swinburne oder Leibniz, kommt K. zum Schluß: „Der Idealismus kann somit nicht widerlegt werden, weil die ‚realistische Hypothese‘ nicht beweisbar ist.“ (65). Der Idealismus sei keineswegs so absurd, wie oft behauptet wird, denn er könne durchaus Kants Forderung entsprechen, nach der das, was mit einer Wahrnehmung nach empirischen Gesetzen zusammenhängt, als wirklich gilt (69), anders jedoch nicht. Allerdings sei der Idealismus entgegen B.s Meinung auch nicht beweisbar. B. setze einfach fest, daß es nichts gibt, was nicht wahrgenommen wird. Auf diese Weise werde der Satz *esse est percipi* analytisch und unter dieser Voraussetzung unwiderlegbar. Unter dem Stichwort Phänomenalismus behandelt K. dann die Tatsache, daß sich B. gezwungen sieht, vom *esse est percipi* zum *esse est percipi posse* überzugehen, da sonst die Existenz aller nicht aktuell wahrgenommenen Dinge bezweifelt werden müßte. Nach K. entspricht dies auch Kants Postulat des wirklichen Daseins. Kant wie B. interpretierten das Sein der materiellen Dinge „ganz im Sinne des klassischen Empirismus, der allein Wahrnehmungen als Wirklichkeitskriterium anerkennt“ (89). Mit diesem Grundsatz seien allerdings Realismus wie Idealismus verträglich, wie K. anhand verschiedener Philosophen zeigt. Das Problem kontrafaktischer Konditionalsätze könne der Phänomenalismus durch eine logische Umformung lösen. Ferner müßten für den Phänomenalismus Wahrnehmungszustände und Gegenstandsexistenz vertauschbar sein. Aussagen über physische Objekte könnten jedoch nicht in Aussagen über Sinnesdaten transformiert werden, wie K. im Anschluß an Ayer meint (96). Dies scheint dem Rez. eine *petitio principii* zu sein, die schon voraussetzt, daß Realität mehr ist als Wahrgenommen-Werden. Richtig ist sicher, daß der Phänomenalismus „eine Rückzugsposition“ darstellt (ebd.). Eine schlüssige Widerlegung des Idealismus müßte nach Ansicht des Rez. zeigen, daß dieser Rückzug auf den Phänomenalismus unvermeidlich ist, daß aber das vom Phänomenalismus behauptete Wahrgenommen-werden-Können ohne ein Objekt als Substrat dieses Könnens unerklärlich ist. B. rettet sich dadurch, daß für ihn, was K. leider nur andeutet (97 unten), letztlich alles von Gott erkannt wird. (Dadurch wird aber aus einer erkenntnistheoretischen Position eine metaphysische: Die Ideen des Materiellen existieren nur als Produkte Gottes. Hiergegen müßte metaphysisch argumentiert werden: Dann ist die Materie entweder Teil Gottes, was Gott materialisieren würde, oder doch etwas relativ selbständig Existierendes. Diese zweite Möglichkeit, die die Auffassung der Tradition war, ist B. entgangen.)

Geen Ende seines Buches faßt K. nochmals die Theorie B.s zusammen. Die hierbei referierten Versuche der Widerlegung des Idealismus krankten alle daran, daß sie von Empiristen stammen, die nicht sehen, daß die Konstitution eines Objektes immer mehr ist als eine bloße Ansammlung von Sinnesdaten. Zur Konstitution eines Objektes müssen wir nämlich, was die Empiristen und K. anscheinend nicht sehen, immer schon spontan Nicht-Wahrgenommenes ergänzen und etwas als einen ganzheitlichen und sich bei wechselnden Wahrnehmungen identisch durchhaltenden Gegenstand auffassen. Das von K. erwähnte „Master“-Argument, man könne nicht denken, daß das, was man denkt, nicht gedacht werde, ist nach Meinung des Rez. keineswegs ein subtiler Trugschluß: „Eine Zahl, von der jemand denkt, daß sie von niemandem gedacht wird“ (108), ist widersprüchlich. Anschließend erörtert K. B.s Argumente gegen die Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten und zeigt deren Gewicht, weist aber auch darauf hin, daß diese Einwände allein noch keinen Beweis für den Idealismus darstellen. Sodann weist K. darauf hin, daß B. mit seiner Theorie die Skepsis widerlegen will, weil sie deren Voraussetzung, nämlich den Unterschied zwischen unserer Wahrnehmung und den Dingen, beseitigt. Naturgesetze sind geordnete Regeln für unsere Wahrnehmungen, deren letzte Ursache Gott ist. In einem letzten Kap. behandelt K. noch B.s Kritik an der These der unendlichen Teilbarkeit und seine Ablehnung von Newtons absolutem Raum. Ein ausführliches Literaturverzeichnis und Sachregister schließen den Bd. ab.

H. SCHÖNDORF S. J.